

BERICHTE UND BESPRECHUNGEN

Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik, hrsg. von ALFRED DOPPLER, JOHANNES JOHN, JOHANN LACHINGER und HARTMUT LAUFHÜTTE, Tübingen (Niemeyer) 2007, XI + 306 S.

Die Mitarbeiter an diesem Sammelband sind bemüht, historisch und philologisch verbürgte Zugänge zu Stifter zu bieten, die die methodischen Schwächen der früheren Stifter-Literatur überwunden haben. Das Ergebnis ist eine Reihe ausgezeichneter Essays, die auch in der erlesensten Sammlung von Stifter-Literatur nicht fehlen darf. Ein Rezensent sieht sich gezwungen, sich auf einige hervorragende Beiträge zu konzentrieren und auf den Inhalt der anderen knapp hinzuweisen.

Zumindest seit der 1936 erschienenen Stifter-Biographie von ‚Urban Roedl‘ (Bruno Adler) erblickt man in Stifter nicht mehr den Verkünder des „sanften Gesetzes“, sondern einen seelisch gefährdeten Menschen, der in seinen Werken eine auf Gottvertrauen beruhende heile Welt der Ordnung und Erhabenheit heraufbeschwört, um seine inneren Zweifel und Ängste, wenn nicht sogar seine Dämonen, zu bändigen. Diese Abwehrversuche gelingen nie vollständig. Entweder kommt die von Stifter tief empfundene verborgene Grausamkeit der Welt zum Ausdruck in schockierenden Phrasen wie „sie lag unten zerschmettert“ (›Die Mappe meines Urgroßvaters‹), oder die sehnlich erwünschte Ordnung gerinnt zu einem lebensverneinenden Ritual, das seine adäquate Entsprechung in Stifters zunehmend formelhaften Erzählstil findet. Wie soll man nun an Stifter herangehen? Wie gern man auch in die Lobeshymnen, die ältere Stifter-Kritiker wie Walther Rehm auf die schöne Welt des ›Nachsommers‹ erhoben haben, einstimmen möchte, man wird doch zur Skepsis gezwungen durch den Einblick in die seelischen Abgründe, die Stifter mit diesem künstlichen Paradies überdecken wollte. Auf der anderen Seite möchte man nicht der Versuchung erliegen, Stifter gegenüber eine Stellung der abgeklärten, psychoanalytisch bzw. sozialhistorisch geschulten Überlegenheit einzunehmen und seine faszinierenden, ja bezaubernden literarischen Schöpfungen demaskieren und entwerten zu wollen. Wer sich Stifter biografisch nähern möchte, kommt demnach in die Zwickmühle. Die schöpferische Spannung zwischen Leben und Werk, wobei gerade die gelungensten Werke als Ersatz für ein ungelebtes Leben erscheinen, verbietet dem Biografen, Einzelheiten aus Stifters Leben in herkömmlicher Weise auf seine Texte zu beziehen, und stellt ihn vor eine Reihe von geschlossenen, nur mit den Mitteln der literarischen Analyse erschließbaren Kunstwerken.

Selbst Briefe, die ja normalerweise als mehr oder weniger zuverlässige Lebenszeugnisse gelten, stellen dem Biografen weitere Hindernisse in den Weg, denn in Stifters Abwehrstrategien spielten seine Briefe eine wesentliche Rolle. Wie ALFRED DOPPLER feststellt,

sind die Briefe weit eher als literarische Selbstinszenierungen denn als einfache biografische Zeugnisse zu verstehen und darum behutsam zu behandeln. Zum einen sah Stifter der posthumen Veröffentlichung seiner Briefe entgegen und schrieb sie im monologischen Ton, so dass von einem Briefwechsel kaum die Rede sein kann. Zum anderen stellen die Briefe in zunehmendem Maße einen kompensatorischen Ersatz dar für den Zerfall der gottgewollten Ordnung, den Stifter nach dem 1848er-Debakel konstatierte. Nur innerhalb einer solchen Ordnung kann, so Stifter, die von ihm hoch geschätzte „Sprache des Herzens“ zum Ausdruck kommen. In Ermangelung dieser Ordnung schafft Stifter eine ideale Ordnung sowohl im ›Nachsommer‹, der ja kein Abbild seiner Zeit, sondern einen Gegenentwurf präsentiert, als auch im späten Briefwerk, das Angst, Verzweiflung und Pessimismus abwehren soll.

ISOLDE SCHIFFERMÜLLER, die eine erneute Konjunktur in der Stifter-Biografik konstatiert, richtet ihr Augenmerk auf Lebenszeugnisse aus den späteren Jahren. Manche davon sind unergiebig, wie das auf Daten beschränkte ›Tagebuch über Malerarbeiten‹ und das hypochondrische Tagebuch ›Mein Befinden‹, das peinlich genau von Stifters Schlaf, Verdauung und Appetit berichtet. Darum widmet sich Schiffermüller vor allem zwei sehr ungewöhnlichen Texten. Zum einen bespricht sie das Fragment ›Mein Leben‹, worin Stifter beinahe die Grenzen der Sprache durchbricht, um seine frühesten Empfindungen zurückzurufen. In ihrer einsichtsvollen Stifter-Studie (›Adalbert Stifter‹, Cambridge 1984) nennen Martin und Erika Swales diesen Text „one of the most remarkable pieces of prose that ever came from his (or, one is tempted to add, anybody else’s) pen“. Zum anderen untersucht sie den längeren Prosatext ›Aus dem bairischen Walde‹ (1866), worin Stifter erzählt, wie er auf der Heimreise von einem Karlsbader Kuraufenthalt mehrere Tage lang in einem entlegenen Dorf von einem ungewöhnlichen Schneewetter festgehalten und dabei nicht nur wegen der eigenen Sicherheit besorgt war, sondern noch mehr wegen des Gesundheitszustandes seiner Frau, die, wie er unterwegs erfahren hatte, an „Fieber“ und „Ergriffenheit der Leber“ erkrankt war. Dankenswerter Weise geht Schiffermüller an diese Text „unpsychologisch“ heran und zieht die Aufmerksamkeit des Lesers auf verbale Nuancen wie das in zahlreichen Komposita auftretende Morphem „Fall“. Es scheint dennoch angebracht, einen leisen Protest gegen die Pathologisierung von Stifters Verhalten zu erheben. Dass er in diesen wenigen Tagen mehr als zwanzig Briefe an seine Frau schrieb, zeugt in erster Linie von seiner Besorgnis, der er, da er in diesem Dorf sonst nichts zu tun hatte, auf diese Weise Luft machte: muss man ihm obendrein – übrigens entgegen dem „unpsychologischen“ Ansatz – noch einen „obsessiven Schreibzwang“ zumuten?

Die Spannung zwischen Stifters Amt als Schulrat und seiner Berufung zur Poesie ist der Gegenstand von WALTER SEIFERTS gewichtigem Beitrag. Das Amt, das Stifter nach dem 1848er-Debakel voll Hoffnung für die Verbesserung der Menschen durch Bildung antrat, erwies sich als eine ständige Quelle von „Gram und Bitterkeit“ (Brief an Heckenast, 12. Februar 1864). Seine ernüchternden Erfahrungen ließen sich kaum in seine poetische Welt integrieren. Die in seinen Akten mit naturalistischer Krassheit verzeichneten Missstände – verfallende Schulgebäude, kärgliche Lehrerbesoldung, sogar trunksüchtige Lehrer – sind aber, so Seifert, als „komplementäre Wirklichkeit“ zu Stifters poetischen Gegenwelten zu verstehen (47). Inwiefern die soziale Realität in Stifters Erzählungen eindringen konnte, wird an den beiden Fassungen von ›Kalkstein‹ dargelegt. In beiden haben die Kinder einen langen, über manchmal gefährlich überschwemmte Wiesen führenden Weg in die Schule, außerdem ist ein neues Schulgebäude überfällig. Von der Selbstlosigkeit des armen Wohltäters, der bis an die Hüften im Wasser steht, um die Kinder vor dem Ertrinken zu schützen,

und dessen Beispiel die lokalen Wohlhabenden motiviert, genug Geld für den Schulneubau zu spenden, sind aber in der Wirklichkeit von Stifters Amtsakten keine Spuren zu finden.

Diese biografischen Untersuchungen bilden den Auftakt zu einer Reihe von Beiträgen, die unter der Überschrift ‚Wissenschaft‘ mit angebrachter methodischer Behutsamkeit den Beziehungen zwischen Stifters geistigen Interessen und seinem Werk nachgehen. WERNER M. BAUER geht davon aus, dass Stifter ein Vertreter der österreichischen Spätaufklärung genannt werden darf, wobei der Begriff ‚Aufklärung‘ subtil erfasst wird. Bauer weist auf die Doppelbödigkeit von Stifters Naturbildern hin, die leicht von Heiterkeit ins Bedrohliche und Erschreckende umschlagen können und somit die Ambivalenz der zwischen Vertrauen in eine göttliche Weltordnung und Angst vor der kosmischen Leere befangenen Aufklärung veranschaulichen. Analog dazu spiegelt Stifters Œuvre die im Österreich der Restaurations-epoche vorhandene Spannung zwischen der erzwungenen, Katholizismus und Aufklärung versöhnenden sozialen Harmonie und dem von eben dieser Aufklärung erweckten, nie mehr ganz zu verdrängenden Selbstverwirklichungstrieb des Individuums. Vor diesem Hintergrund weist Bauer überzeugend nach, dass die ›Elementa philosophiae‹ des Spätaufklärers Josef Calasanz Likawetz, der die Philosophie der Aufklärung mit der katholischen Glaubenslehre vergeblich verbinden wollte und darum in Konflikt mit seinen Vorgesetzten geriet, Stifters Weltbild und Morallehren nachhaltig beeinflussten.

Ebenfalls unter der Rubrik ‚Wissenschaft‘ schildert GEORG HEILINGSETZER Aufbau und Geisteshaltung der österreichischen Bürokratie; FRANZ PICHLER beschreibt die ›Naturlehre‹ des Andreas Baumgartner, den mehrere Untersuchungen bereits als das Vorbild für den Freiherrn von Risach identifiziert haben; und FRIEDRICH BUCHMAYR untersucht Stifters vielfache Beziehungen zum Kloster St. Florian bei Linz, wobei er einen unlängst dort aufgefundenen Brief Stifters an den Chorherrn Ernst Marinelli zum ersten Mal druckt. Im Brief fordert Stifter im Auftrag des Statthalters Eduard v. Bach Marinelli auf, eine Pilgerreise nach dem Heiligen Land zu unternehmen, um Gott für die Rettung des jungen Kaisers vor einem Attentat zu danken. Die St. Florianer Historiker, allen voran Joseph Chmel, leisteten Stifter auch wesentliche Hilfe bei den Forschungen, die die historischen Grundlagen von ›Witiko‹ absichern sollten. Mit einer hauptsächlich an der frühen Erzählung ›Feldblumen‹ orientierten Studie über die Physiognomik bei Stifter betritt ULRICH DITTMANN Neuland, was umso verwunderlicher erscheint, als Stifters Beschäftigung mit diesem Thema im Anfangsabsatz der berühmten ›Brigitta‹ zur Sprache kommt, wo es heißt: „In dem Angesicht eines Häßlichen ist für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von seinem Werte herzuleiten vermögen, während uns die Züge eines andern kalt und tot sind, von denen alle sagen, daß sie die größte Schönheit besitzen.“ Schließlich arbeitet MONIKA RITZER, von Stifters Bericht über die Sonnenfinsternis in Wien im Jahre 1842 ausgehend, sein Verständnis der Naturwissenschaft und ihrer Grenzen heraus. Obwohl er den „Optimismus der ersten Realistengeneration“ teilte (159), erinnerte ihn die Sonnenfinsternis daran, dass die Wissenschaft den Menschen weder zur vollständigen Beherrschung der Natur noch zu einer umfassenden Erklärung von Sinn und Zweck des Ganzen verhelfen kann.

Im dritten Teil, ‚Poetik‘, befinden sich poetologische Betrachtungen sowie Textlektüren. Im Rahmen eines Vergleichs der Goethe-Rezeption Stifters und Kellers zeigt HARTMUT LAUFHÜTTE, wie sich Stifter zu einem schwächeren, beruflich überbürdeten Nachfolger Goethes stilisierte. Die etwas befremdliche paratextuelle Bezeichnung der 1347 Seiten starken Erstausgabe des ›Nachsommers‹ als ‚Erzählung‘ dient WERNER MICHLER als Ausgangspunkt, um Stifters Verhältnis zur literarischen Gattungsordnung zu untersuchen. Da Stifter dazu neigte, verschiedene Gattungen – z. B. Märchen, Epos, pädagogische Erzählung

allein im ›Nachsommer‹ – zu kombinieren, schließt Michler auf eine unerwartete Nähe zu Novalis' epischen Projekten und bestätigt damit die Ähnlichkeit zwischen Stifter und Novalis, die Michael Minden in seiner zu wenig beachteten Studie zum Bildungsroman, ›Incest and Inheritance‹ (Cambridge 1997), festgestellt und eingehend erforscht hat. Indem MATHIAS MAYER Stifter als Vertreter einer statischen Ästhetik und somit als Vorläufer von Gottfried Benns „Statischen Gedichten“ darstellt, gelingt ihm eine einleuchtende Analyse der Mittel, besonders der Absatzgliederung, mit deren Hilfe Stifter eine Verlangsamung des Erzähltempo, wenn nicht gar einen narrativen Stillstand, erreicht.

Bei den Textlektüren merkt man, in welchem Maße sich das Hauptinteresse der Stifter-Forscher und -Enthusiasten von den ›Studien‹ und den ›Bunten Steinen‹ auf das für viele Leser eher sperrige Spätwerk verlagert hat. Besonders im einfühlsamen Beitrag von ALEXANDER STILLMARK über die Erzählung ›Der Waldgänger‹ wird dem langsamen Erzähltempo Rechnung getragen. Zum einen wird die allmähliche Entfaltung der Geschichte mit dem expansiven Aufbau einer Brucknerschen Symphonie verglichen, zum anderen macht der Verfasser die treffende Bemerkung, dass in Stifters Erzählwerk „kaum irgendwo die Tagesstunde nach dem Schlagen einer Uhr angegeben“ wird (216). Der Schluss liegt nahe, dass Stifter der durch die moderne Arbeit bedingten Änderung des Zeitbewusstseins entgegenwirken und die vorindustrielle, durch den natürlichen Ablauf der Tages- und Jahreszeiten bestimmte Zeiterfahrung wiederherstellen wollte. Auch in diesem Beitrag wird die Doppeldeutigkeit der Natur klar: Zwar wird die Verflechtung des menschlichen Lebens mit der natürlichen Umgebung positiv dargestellt, doch werden in dieser Erzählung, in der eine Ehe wegen Kinderlosigkeit in die Brüche geht, Enttäuschung, Vereinsamung und Trauer die Kraft einer Naturgewalt zugeschrieben. KONSTANZE FLIEDL und FRANK SCHWEIZER bieten einfallreiche, wenn auch etwas schematische, poststrukturalistisch gefärbte Lektüren von ›Nachkommenschaften‹ und dem ›Kuß von Sentze‹. MARTIN SWALES geht anders ans Werk, indem er sich auf Erich Auerbach beruft und an Hand der Nordlicht-Episode in ›Bergkristall‹ Stifters Weltbild deutet; sein Verfahren ist auch der angelsächsischen Praxis des *close reading* verpflichtet.

Am Schluss des Bandes stehen zwei Beiträge über Editionsprobleme. Wie WALTER HETTICHE berichtet, wurde die Historisch-kritische Ausgabe bereits vor vierzig Jahren geplant, doch die Stifter-Philologie hat solche Schwierigkeiten aufgeworfen, dass bis jetzt kaum mehr als die Hälfte der geplanten vierzig Bände vorliegen. Hettiche beschreibt den schwierigen Umgang mit Stifters Handschriften am Beispiel des ›Nachsommers‹, während sein Kollege JOHANNES JOHN die besonderen Probleme beleuchtet, die Stifters allerletzte Erzählung ›Der fromme Spruch‹ der Philologie bereitet. Nachdem der Redakteur der ›Katholischen Welt‹ die Erzählung als „zu langweilig“ abgelehnt hatte, machte sich Stifter daran, den Text zu überarbeiten. Nach seinem Tod kam diese revidierte Fassung in die Hände des Herausgebers der posthum erscheinenden ›Erzählungen‹, Johann Aprent, der vermeintlich überflüssige Passagen bedenkenlos strich und behauptete, er habe dadurch die ästhetische Qualität der Erzählung erheblich verbessert. Einerseits scheint es unerlässlich, Stifters authentischen Wortlaut von den Streichungen und Änderungen Aprents zu befreien, andererseits aber wäre vielleicht der diesem Verfahren zugrunde liegende Begriff der Authentizität zu hinterfragen und die Frage zu stellen, ob nicht Aprent Stifters Text doch tatsächlich verbessert haben könnte. Auch wenn solche Gedanken als ketzerisch zu verdrängen sind, wird man bei aller Achtung vor der mühevollen und akribischen Arbeit der Editoren gelegentlich an die Shakespeare-Verse erinnert: „Tis mad idolatry | To make the idol greater than the god.“

Trotz solcher Meinungsverschiedenheiten ist dieser Sammelband sehr zu begrüßen. Es ist nur zu bedauern, dass der Verlag für den Druck einen so kleinen Satz gewählt hat, dass für alternde oder an Augenschwäche leidende Leser der Genuss des Lesens beträchtlich vermindert wird.

Ritchie Robertson (St John's College, Oxford)

THOMAS KARLAUF, Stefan George. Die Entdeckung des Charisma, München (Blessing) 2007, III + 400 S.

Angesichts der Neigung der bedeutendsten deutschsprachigen Autoren des 20. Jahrhunderts zu politisch linksgerichteten oder zumindest linksliberalen Positionen wird seit dem unmittelbaren Postbellum und verstärkt seit der Wiedervereinigung versucht, einen konservativen Modellautor zu etablieren.

Diese Bestrebungen, getragen von Tagespresse, Politikern und teils auch von einer Zeitströmungen unterworfenen Germanistik, scheiterten bislang: Weder Nihilismus (Gottfried Benn), deutschnationale Haltung (Ernst Jünger), mangelnde poetische Substanz (Rudolf Borchardt¹⁾) oder, neuerdings, politische Indifferenz (Felix Hartlaub) vermochten auf ein größeres Publikum anziehend oder gar vorbildhaft zu wirken. Obwohl Stefan George, der vom ausgehenden Kaiserreich bis zu seinem Tod Ende 1933, die Rolle des *poeta vates* und *praeceptor iuventutis* in Personalunion verkörperte, dafür ebenfalls denkbar ungeeignet erscheint, da er fast ausschließlich Lyrik schrieb, lässt sich seit einigen Jahren eine Renaissance des seit Kriegsende bis in die achtziger Jahre hinein als vorgeblicher Wegbereiter des Nationalsozialismus geltenden Dichters konstatieren. Auf die 2002 herausgekommene Biographie des amerikanischen Wissenschaftlers Robert E. Norton²⁾ folgt nun, sieht man von der objektiv gefärbten Erinnerungsliteratur des George-Kreises und der konzisen Einführung Franz Schonauers³⁾ ab, die erste umfassende, in deutscher Sprache verfasste Darstellung.

Der ganz programmatisch in den Titel gehobene Begriff des Charismas, ist von Max Weber entlehnt, der ihn Mitte 1910 kurz vor seiner ersten Begegnung mit dem Dichter in einem um George kreisenden Gespräch mit Georg Simmel prägte (vgl. 412f.) und später in ›Wirtschaft und Gesellschaft‹ (posthum 1922) als Form der charismatischen, d. h. rational nicht begründbaren Herrschaft einer mit quasi-magischen Fähigkeiten begabten Persönlichkeit entwickelt. Nicht nur kann der Verf. nachweisen, dass der George-Kreis

¹⁾ Vgl. meine Rezension von Borchardts autobiographischer Schilderung der letzten Kriegstage in Italien, ›Anabasis‹ (München und Wien 2003) in: Italienisch 53 (Mai 2005), S. 132–135.

²⁾ Secret Germany. Stefan George and His Circle, Ithaca und London 2002. Vgl. die Rezension von MICHAEL M. METZGER in: George-Jahrbuch Bd. 5, Tübingen 2004, S. 110–117; Metzger bezeichnet Nortons Biographie als eine „[...] erbarmungslos einseitige und anklägerhaft aggressive Darstellung [...], die allzu oft in Karikatur ausarten will und am Dichter kaum positive Eigenschaften läßt“ (115).

³⁾ Stefan George (= rororo-Bildmonographie 50044), 1. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1960.